



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wochenschau.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

gnt zu machen suchen, daß sie die Grundzüge ihrer Ueberzeugung nicht mehr blos in der Form der Versicherung und der Leidenschaft, sondern als ruhige Deduction hinstellen, so kann das mehr dazu beitragen, eine wirkliche Annäherung aller Gutgesinnten zu befördern, als alle Intriguen einer Fusion. Bis jetzt ist es der Fall gewesen, daß man in den Parteien nicht die Principien, sondern die Personen angegriffen, und daß man die Principien mit einigen allgemeinen Redensarten, wie Halbheit und dergleichen, abgefertigt hat. Sobald man es wagt, nicht durch sophistischen Spott, sondern durch eine gewissenhafte Erörterung den Principien selbst zu Leibe zu gehen, so wird es sich sehr bald ergeben, daß auch diese einander nicht so schroff gegenüber stehen, als es den Anschein hat.

Eine solche Annäherung, die nicht etwa eine parlamentarische Coalition sein soll, dürfte in der nächsten Zeit nothwendig werden, wenn die Krisis, die vor-
ausichtlich im nächsten Jahre eintreten wird, nicht zu einer allgemeinen Barbarei führen soll. Bei unsern verwirrten und unklaren Verhältnissen in Deutschland läßt sich die Behauptung sehr leicht aufstellen, daß es nur zwei Parteien geben dürfte, von denen die eine die andere im offenen Kampfe vernichten muß. Diese chevalereske Redensart verliert aber allen Sinn, wenn man einerseits nach Paris, andererseits nach Warschau sieht. In Paris existirt eine große geschlossene, vollständig organisirte Partei, die im strengsten Sinne des Worts den Umsturz aller gesellschaftlichen Verhältnisse und wenigstens vorläufig eine Dictatur der Massen beabsichtigt; in Warschau rüstet sich die monarchische Coalition zur Bekämpfung derselben und zur Concentration aller Souverainetät in den Händen der Fürsten. Bleibt der eigentliche Kern des Volks, die Bürgerschaft, in Deutschland und Frankreich in ihrer bisherigen Spaltung, so wird sie nach beiden Seiten hin von den Extremen absorbiert und verliert allen Einfluß; schließt sie sich dagegen zusammen, so wird sie in der Partei, mit der sie sich verbindet, die Herrschaft gewinnen. Diejenigen also, welche eine Verständigung der Mittelparteien, ganz abgesehen von der historischen Vergangenheit derselben, unmöglich zu machen suchen, laden dadurch eine Schuld auf sich, deren Umfang sie noch gar nicht übersehen.

W o c h e n s c h a u .

Aus Pommern. — Auf dem Schlosse der alten Pommerschen Herzöge in Stettin wohnt der Oberpräsident der Provinz, ein Schwiegersohn des verstorbenen Ministers v. Kampß. Wer die verwandtschaftlichen Verhältnisse der hohen Preussischen Staatsbeamten weiter verfolgt, wird meist zu einem Gönner geführt werden, dessen Protection die Schranken und Hemmungen beseitigte, die ohne solche Familien-Verbindungen als ein eherner Schlagbaum dem Emporsteigen im Wege gestanden hätten.

Herr v. Bonin hat als Oberpräsident sich aus der vormärzlichen Zeit auf seinem Posten behauptet, und die wiederholt ins Publicum gekommenen Gerüchte von seinem Abgange haben sich nicht bestätigt. Derselbe führt alle Erlasse seiner Oberbehörde aus, gehört seiner politischen Gesinnung nach dem vormärzlichen Standpunkte an, aber er weiß mit Anstand und ohne Gehässigkeit seine Stellung auszufüllen, und hat ohne staatsmännische Befähigung im Regierungs-Collegium nicht selten die juristische Seite irgend einer Streitfrage mit Umsicht vertreten. Obwol er in Pommern geboren ist, so ist er doch mit der Provinz nicht zu bekannt, und man kann keinen Verwaltungs-Zweig nennen, den er mit besonderer Vorliebe umfaßt hätte. Sein Gut Schöneberg, aus dem der Vater einst die Bauern auf eine gehässige Weise vertrieb, hat neben der größten Brauerei in Pommern eine sehr gute Schäferei, und dort verlebt Derselbe einen Theil des Jahres.

An der Spitze des Consistoriums steht Herr v. Mittelstädt, der kurz vor dem März 1848 aus seiner frühern Stellung als Rath bei der Stettiner Regierung als Consistorial-Präsident eingesetzt wurde. Wenn man allen Preussischen Consistorial-Präsidenten das Zeugniß geben kann, daß sie den religiösen Standpunkt der Neuen Preussischen Zeitung als die *conditio sine qua non* ihrer Ernennung betrachten können, so wird es Niemandem auffallen, daß diese Herren auch in diesem Sinne wirken. Der dogmatische Standpunkt einer nicht sehr beliebten, aber mächtigen Partei hat demnach in allen Consistorien in der Spitze seine Vertretung gefunden, und wenn dieser angeblich zum Heile der Kirche bei Besetzung von Aemtern seine wesentliche Stütze sich zu schaffen sucht, so hat die Kirchenverwaltung durch diesen bestimmten ausgedrückten Parteistandpunkt das Mißtrauen gegen sich hervorgerufen. In Pommern hatte insbesondere der Widerspruch einzelner Geistlichen gegen die von ihnen früher angenommene Union weiter keine Wirkung gehabt, als daß viele Familien, zum Theil bemittelt, nach Amerika übersiedelten, bis durch den Eintritt des Herrn v. Mittelstädt jene unionsfeindliche Partei auf den Präsidenten-Stuhl gesetzt wurde. Die Befürchtungen über eine projectirte Umgestaltung der Kirchenverfassung der Preussischen Landeskirche veranlaßte andere Geistliche nach dem März 1848, zum Lutherischen Kirchenverbande der Provinz überzutreten, und diese wurden dann ihrer Bekenntnistreue wegen gerühmt. Die Jeremiaden über die Noth der Kirche gehen mit der auffälligsten Sorge über das durch das Ablösungs-Gesetz bedrohte Einkommen der Geistlichen Hand in Hand, während zu seiner Zeit bei der Separation und Gemeintheilung die Pfarrer mit den besten und günstigsten Aeckern und Wiesen bedacht wurden, ohne daß die gegen solche Bevorzugung sich aussprechenden Gemeinden weitere Beachtung gefunden hätten. Ein Pommerscher Superintendent, den man unter Andern für einen guten Rechenmeister hält, hat in einer Denkschrift den durch das Ablösungs-Gesetz für die Kirche (Pfarrer) und Schulen entstehenden Schaden auf Heller und Pfennig berechnet. Dieser Mann würde sich durch den Nachweis ein Verdienst erwerben, wieviel die Kirchen und Schulen einschließlich der milden Stiftungen bei der Separation gewonnen haben.

Der unter dem Consistorial-Präsidenten v. Mittelstädt stehende Bischof Nitsch gilt als Freund der Union und somit als Gegengewicht gegen die Einflüsse des Präsidenten im Consistorium, ohne daß sich angeben ließe, von welcher nachhaltigen Wirkung für die Kirchenverwaltung sein Streben sein wird. Für Diejenigen, welche mit der alten Kirche zerfallen waren und keine Kirche mehr besuchten — deren Zahl soll in

Stettin nicht gering sein — ist der Gottesdienst der freien Gemeinde bestimmt. Die evangelischen Geistlichen übernahmen mit den Vätern der Stadt die Pfrundenstellen bei der Gründung der Gemeinde; Erstere kamen jedoch in keine geringe Bestürzung, als die junge Gemeinde nicht blos gegen die katholische Kirche, sondern auch gegen das eigene Fleisch und Blut Front machte, wogegen die Väter der Stadt die für das letzte Jahr bewilligte Unterstützung der Gemeinde entzogen.

Das in Stettin befindliche Appellations-Gericht steht bei den Freunden des Obertribunals in besonderer Anerkennung, und Diese erzählen mit Befriedigung, wie das juristische Gewissen der Stargardter Richter in einer Auslehnung gegen einen Beschluß des Obertribunals nicht allein beim Obergerichte keine Stütze gefunden, sondern später von dem Disciplinar-Hofe in seine gebührenden Schranken zurückgewiesen sei. Wie weit das Stettiner Appellations-Gericht bei der Organisation des Gerichtswesens den unabhängigen, männlichen Sinn von Richtern geschützt hat, kann nicht Gegenstand dieser Darstellung sein; als Curiosum möge jedoch die Mittheilung hier eine Stelle finden, daß ein patriotischer Kreisgerichts-Director aus der Provinz Pommern in Berlin bei einer Beschwerde über eine plötzliche Versetzung befehrt wurde, daß er bei einem Einzuge der Husaren die Preussischen Farben versagt, einen demokratisch gesinnten Kreisrichter in einem geforderten Berichte ungehörig gelobt, und bei einer Verurtheilung des Herrn v. Kleist-Reekow eine feindseltige Parteilichkeit eingenommen habe. Das Appellations-Gericht war jedoch bei dieser Versetzung nicht gravirt.

An der Spitze des Pommerschen Armeekorps, das nicht vollständig in Pommern garnisonirt, steht der General v. Grabow, dem Manche wol mit Unrecht, wie dem verstorbenen Grafen Brandenburg, ein näheres verwandtschaftliches Verhältniß zur Königsfamilie zuschreiben. Herr v. Grabow ist hinreichend bekannt aus dem famosen Benehmen gegen einen Poeten, dessen Entscheidung den verstorbenen Kriegsminister v. Boyen veranlaßte, seinen Abschied zu nehmen. Es fiel nicht wenig auf, als Derselbe jüngst als Hofmann nach Petersburg zur Gratulation gesandt wurde. Herr v. Grabow befand sich in der Schlacht von Groß-Görschen neben dem Könige in einem gefährlichen Augenblicke, weshalb Dieser in einem Gratulations-Schreiben zum 50jährigen Amtsjubiläum Jenen noch besonders an jenen Augenblick erinnerte. Diese Bekanntschaft auf dem Schlachtfelde scheint dem Herrn v. Grabow besonders nützlich gewesen zu sein. Obwohl der frühere Commandeur des II. Armeekorps v. Wrangel zu sehr den Kamasschen-Dienst ins Auge faßte, und sein Benehmen deshalb zu Zeiten eben so kleinlich wie schroff erschien, so war er bei den Bürgern Stettins nicht unpopulair, und Derselbe hat der Stadt in einzelnen Fällen, wo es galt, die Militär-Behörde zu Zugeständnissen im Interesse des Verkehrs zu führen, wesentlich genützt.

Notizen. — Das kürzlich in London herausgegebene Werk: „Lord Holland's Reminiscences“ hat die chronique scandaleuse sämmtlicher Europäischer Höfe zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts unendlich bereichert. Die Lecture dieses Buchs ist entschieden noch „entnervender“, als die des Montesquieu, und der Versuch, eine Deutsche Uebersetzung desselben herauszugeben, würde noch härtern Tadel erfahren, als Buhl's Uebersetzung des Casanova, und das um so mehr, als auch der Preussische Hof (nicht allein die Zeit Friedrich Wilhelm's II.) hier in einem durchaus nicht vortheilhaften Lichte erscheint, so daß Lord S. selbst bei der Gelegenheit sagt:

„Dergleichen widerwärtige Geschichten sollten eigentlich möglichst wenig besprochen werden; auch würde ich sie nicht erwähnt haben, wenn ich nicht aus bester Quelle wüßte, daß, was ich mittheile, wahr ist, und wenn ich es nicht für recht und nützlich hielte, den sittlichen Zustand der Deutschen Höfe zu schildern, welche ihren Abscheu vor Irreligiosität und Immoralität als vorzüglichsten Beweggrund ihres Angriffs auf das revolutionaire und republikanische Frankreich bezeichnen.“ Uebrigens läßt es Lord S. aber auch nicht an ganz ergötzlichen Anekdoten fehlen, wie er sie in seinem vielbewegten Leben an fremden Höfen wol sammeln konnte; als Proben geben wir hier ein Paar von Talleyrand und Mirabeau:

„Man muß Frau v. Staël geliebt haben, um zu begreifen, welch ein Glück es ist, eine Dumme zu lieben“, war ein Ausspruch von L., der damals in Paris vielfach citirt wurde, um seine Neigung zu Mme. Grand zu erklären, die gewiß weder ihn, noch sonst Jemand durch den Zauber ihres Witzes oder ihrer Unterhaltung gewonnen hat. Bekannt ist seine humoristische Zurechtweisung eines jungen Mannes, der mit großer Selbstgefälligkeit von der außerordentlichen Schönheit seiner Mutter sprach, und dabei augenscheinlich zu verstehen gab, man möge sich daraus die großen körperlichen Vorzüge ihrer Nachkommen erklären: „Dann war es also Ihr Herr Vater, der nicht so hübsch war!“ Nicht weniger spitz und fein ist folgendes Bonmot: Der Ruf des Herrn v. Chateaubriand, des eitelsten der Sterblichen, war im Abnehmen; um dieselbe Zeit ward in einem Gespräch erwähnt, Herr v. C. litte an Taubheit und Klage sehr darüber. „Ich begreife“, sagte Talleyrand, „seit man aufgehört hat, von ihm zu reden, hält er sich für taub!“ Als in einer Gesellschaft der Name eines Französischen Grafen erwähnt wurde, der vor der Restauration sich viel auf seine Verwandtschaft mit Napoleon eingebildet hatte, fragte Jemand L., ob Herr N. wirklich ein Verwandter des Kaisers wäre: „Früher ja; jetzt nein!“ war die Antwort. Folgendes Witzwort entstand in einem Londoner Salon: Eine anziehende Dame von Stande hatte viele vergebliche Versuche gemacht, Talleyrand in ein Gespräch zu verwickeln; um ein letztes Mittel zu gebrauchen, fragte sie ihn, wie ihm ihr Kleid gefalle. L. schlug die Augen auf, maß die schöne Fragende vom Hals bis zum Knöchel, betrachtete dann das fragliche Kleid, und sagte mit großem Ernst: „Madame, es fängt zu spät an und hört zu früh auf!“ —

— — Mirabeau's Eitelkeit zog ihm einmal eine sehr komische Mütze zu. Bei einer bedeutenden politischen Krisis zählte er in einer Gesellschaft alle die Eigenschaften auf, die ein Minister durchaus haben müßte, wenn er die Krone, die Ständeversammlung und die Nation vor den hereindrohenden Verwirrungen beschützen sollte, z. B. bedeutende Kenntnisse, Genie, Bekanntschaft und wo möglich Verbindungen mit den höhern, Sympathien bei den niedern Klassen der Gesellschaft, Rednertalent, große Schreibgewandtheit, Bekanntschaft mit der Welt, die Popularität eines Märtyrers erworben durch neuerliche Verfolgungen und manche andere Eigenthümlichkeiten, die er augenscheinlich in sich zu vereinigen glaubte. „Wol wahr,“ sagte einer seiner Freunde, „aber ein Erforderniß haben Sie ausgelassen.“ — „„Nein — wirklich? — welches denn?““ — „„Müßte das Gesicht des neuen Ministers nicht stark von Bockenzerrissen sein?““ —

Unter den modernen Glaubenssagen, die allmählig auf den alten Glauben der Propheten gepfropft sind, ist einer besonders erwähnenswerth; er bezieht sich auf Washington.

Ihrem jetzigen Glauben nach gelangte nie ein weißer Mann in den Indianischen Himmel. Da der weiße Mann nicht vom großen Geiste erschaffen wurde, so wurde in der himmlischen Einrichtung auch keine Rücksicht auf ihn genommen; er war ausgeschlossen vom Aufenthalt der Seligen, wie von dem der Verdammten. Eine Ausnahme wurde zu Gunsten Washingtons gemacht, weil er durch seine Gerechtigkeit und sein Wohlwollen gegen die Indianer vor allen übrigen weißen Männern sich auszeichnete. Als im Frieden von 1783 die Indianer von ihren Englischen Verbündeten im Stiche gelassen wurden, als man es ihnen überlassen hatte, sich selbst, so gut es eben ging, mit der Amerikanischen Regierung abzufinden, hatten die Irokesen härtere Maßregeln als irgend ein anderer Stamm zu erwarten. In diesem bedenklichen Augenblicke nahm sich Washington ihrer an als ein Beschützer ihrer Rechte, und empfahl eine humane und billige Politik gegen sie. Nach seinem Tode ward er von den Irokesen als der Wohltäter ihres Stammes betrauert und sein Andenken mit Liebe und Verehrung bewahrt. Es verbreitete sich der Glaube unter ihnen, der große Geist habe ihm eine himmlische Residenz auf den ewigen Jagdgründen angewiesen, dem einzigen weißen Mann, dessen Thaten eine solche Gunst verdienten. Gleich am Eingange des Himmels ist ein von einer Mauer eingeschlossener Raum, mit Baumpartien und Schattengängen geschmückt; darin ist ein geräumiges Gebäude, in der Form eines Forts errichtet. Alles, was nur einem gebildeten Geschmack gefallen kann, wurde hier vereinigt, um aus diesem blühenden Eden einen genussreichen Aufenthalt für den unsterblichen Washington zu machen. Wenn der gläubige Indianer in seinen Himmel eingeht, passiert er diese Einbegung; er sieht und erkennt den verehrten Bewohner derselben, wie er in ruhigen Meditationen, ohne je ein Wort zu sprechen, auf- und niedergeht. Er trägt auch hier immer seine Uniform und ist bestimmt, in einem Zustande vollkommenen Glücks sich in Ewigkeit einsam des himmlischen Aufenthalts zu freuen, den ihm der große Geist bereitet hat. —

Neue Gedichte.

- Für Dich. Lieder von Ida v. Düringsfeld. Breslau, Kern.
 Gedichte von Agnes R. Herausgegeben zum Besten der Wittwen und Waisen in Schleswig-Holstein. Berlin, Veit.
 Irmengard. Ein Gedicht in zwölf Gesängen von Tellkampff. Zweite Auflage. Hannover, Rümpler.
 Gottfried August Bürger, ein Deutscher Poet. Dichtung von Emil Leonhard. Breslau, Kern.

Wir haben durch die Reihenfolge ungefähr das Werthverhältniß anzudeuten gesucht. Die Gedichte der Frau v. Düringsfeld sind, so viel Unbedeutendes auch darin vorkommt, zum Theil recht sehr hübsch. Sie beschränkt sich auf ganz einfache Empfindungen, aber diese weiß sie mit der angemessenen Stimmung und der angemessenen Melodie wiederzugeben. Liedercomponisten, denen es an Stoff fehlt, werden in dieser Sammlung manche Ausbeute finden. — Agnes nimmt einen höhern Flug. Sie sagt in dem Schlußgedicht an Alfred Meißner und Moritz Hartmann:

Hat nicht Dein Aug', das schmerzestarrte,
 Genius der Menschheit, sich geseuchet?
 Als plötzlich Deine Heilsstandarte
 Im düstern Pathmos aufgeseuchet!

Fühlt nicht Dein Herz, das hoffnungslos,
 Freund der Bedrängten, neues Hoffen?
 Ist's nicht, als zeig' ein Götterbote
 Heilkündend Dir die Zukunft offen?
 Bebt nicht durch Deine tiefsten Saiten,
 O, meine Harfe, Jubelklönen?
 Willst Du das Haupt den Sängern beiden
 Mit Kränzen hoher Lieder krönen?

Ja, antwortet die Harfe, ich will das Haupt den Sängern beiden mit Kränzen krönen, trotz der etwas schwierigen Aufgabe:

Lauscht auf den Sang des Dichterpaares,
 Des gottbegeistert heldenkühnen,
 Lauscht auf den Flügelschlag des Aares,
 Der naht, die schwere Schuld zu sühnen.

Wenn nur diese verdamnten Freiligrath'schen Wuchtreime erst wieder aus der Mode gekommen wären! Auch unsre Dichterin, der es durchaus nicht an Talent fehlt, wird durch sie verführt, und neben jenen bereits angeführten haben wir: Qualbedrückte, Siegsbeglückte; gramverloren, auserkoren u. s. w. dicht neben einander. — Herr Tellkamp sündigt durch den entgegengesetzten Fehler. Sein Gedicht, das einen ganz zweckmäßigen Stoff behandelt, nämlich eine idyllische Episode aus der Schlacht bei Leipzig, ungefähr in der Manier von Goethe's Hermann und Dorothea, könnte recht gut sein, wenn etwas mehr plastische Kraft darin wäre, wenn er die Hexameter nicht allzu leichtfertig behandelte (Daktylen, wie: „Auch gönn' ich,“ oder: „Drum send' ich“ u. s. w. kommen auf jeder Seite vor) und wenn die Sprache nicht gar zu sehr nach dem Schlafrock schmeckte. Wenn fortwährend das höfliche „Sie“ vorkommt; wenn Napoleon sagt:

Ihre Güte, Madame, gewährt mir freundlich im Voraus,
 Was zu bitten ich kam
 Denn Kameradschaft übt des Kriegers gastliches Haus mit
 Anmuth stets und Günst, wenn die edle Frau es regieret —
 Sire, versetzte die zart geschmeichelte Frau u. s. w.

oder wenn eine Dame erklärt:

Doctor, sagen Sie Nein, unseidlich ist mir Ihr Stummsein.

Oder:

Hole der Teufel den Rath, versetzte der eifrige Waidmann.

— so ist das doch allzu stark gegen die poetische Conuenienz, und man wird an den bekannten Hexameter erinnert:

Meine Herren und Damen, ich wünsche gesegnete Mahlzeit.

Die Ausstattung des Buches ist sehr brillant, und es eignet sich vortreflich für Sammlungen schöner Bücher. — Dagegen ist von dem letzten der angeführten Gedichte nicht viel Gutes zu sagen. Der bekannte Stoff, den Müller in seinem Roman, Rosenthal in seinem Drama bearbeitet haben, und den wir aus Bürgers eigenen Elegien schon mehr als hinreichend kennen, ist zu häßlich, als daß auch der talentvollste Dichter Etwas daraus machen könnte. Als Kennzeichen des Genius darstellen, was nur der Ausfluß eines dissoluten Lebens und einer völligen Charakterlosigkeit ist, gehört zu den schlimmsten Verschrobenheiten, und kann nicht ernstlich genug gerügt werden.

Preußens Ehrenspiegel. Eine Sammlung Preussischer vaterländischer Gedichte von den ältesten Zeiten bis zu dem Jahre 1840, mit einleitenden geschichtlichen Anmerkungen von Professor Adolf Müller und Dr. Klettke. Berlin, Gebauer.

Im Jahre 1848 und auch noch zu den Zeiten der Union konnte man wol auf den Gedanken kommen, den specifisch Preussischen Patriotismus, der durch den Unverstand der damaligen Aufregung vielfach verkannt und geschmäht wurde, durch die lebendige Erinnerung an seine große Geschichte neu anzufachen und ihn gewissermaßen zu legitimiren. In dieser Zeit ist auch wol der Gedanke an die vorliegende Sammlung entstanden, die natürlich manches Mittelmäßige, aber auch vieles recht Gute enthält, namentlich aus den Zeiten der Freiheitskriege. Es ist daher Schade, daß sie nicht früher ans Licht getreten ist; heute verfehlt sie ihren Zweck. Man hat in der letzten Zeit den Preussischen Patriotismus so oft und mit so viel Aufwand von Pathos aufgegeben, und was daraus erfolgt ist, entspricht so wenig den hochgespannten Erwartungen, daß man mit der Fahne des specifischen Preussenthums etwas behutsam umgehen muß, wenn man sie nicht ganz und gar abnützen will. Die Erinnerung an den alten Fritz, an Stein und Aehnliches sind denjenigen Männern, die jetzt am Meisten den Mund von Preussischem Patriotismus voll nehmen, höchst unbequem. Das Schwarzweiße spielt ein Wenig in's Schwarzgelbe herüber. Wenn Preußen noch einmal zu einer Geschichte kommen wird, woran wir unsrerseits noch immer nicht zweifeln, so wird dies eine ganz neue Geschichte sein, und es wird eine ziemliche Zeit dauern, ehe man die alten Reminiscenzen wieder auffuchen darf.

Ludwig Feuerbach und seine Stellung zur Religion und Philosophie der Gegenwart. Eine Habilitationsschrift von Dr. Adolph Cornill. Erster Band. Frankfurt a. M. Sauerländer.

Der Verfasser sucht mit aufrichtigem Ernst und anerkenntenswerther Gründlichkeit die Widersprüche und verschiedenen Wendungen dieses Philosophen zu erklären, allein seine ganze Darstellung, selbst schon die Sprache, verräth noch zu sehr den Schüler, und die Unbestimmtheit seines religiösen Standpunkts, der mehr auf Einfällen und Stimmungen beruht, als auf einem wahren Gedanken, giebt ihm nicht das Recht, einen Schriftsteller zu kritisiren, dessen Ausgang wenigstens der Gedanke ist. Er stellt es so dar, als ob Feuerbach's Entwicklung eine Entwicklung zu höhern Standpunkten sei. Wir sind der entgegengesetzten Ansicht. Seit der geistvollen und in der Geschichte der damaligen Philosophie Epoche machenden Abhandlung über das Verhältniß der Philosophie zur Theologie in den Halle'schen Jahrbüchern hat er eigentlich Nichts producirt, als lyrische Variationen über ein und dasselbe Thema. Auch das „Wesen des Christenthums“ ist trotz einzelner vortrefflicher Einfälle keine Gedankenevolution. Was er seit der Zeit geschrieben hat, ist immer einseitiger und haltloser geworden; er hat sich in einen Ideenkreis eingesponnen, aus dem er trotz der verzweifeltsten Anstrengung nicht mehr heraus kann. In seinem letzten Aufsatz, welcher das Thema behandelt: „Der Mensch ist, was er ist,“ und aus den Kartoffeln die Depravation des gegenwärtigen Zeitalters ableitet, findet man kaum noch eine Spur jenes kühnen und sinnigen Geistes, der seiner Zeit mit so viel Entschiedenheit für die Befreiung des Verstandes von seinen scholastischen Voraussetzungen gekämpft hat.

Planetognosis. Neues Planetenbuch oder Mikro- und Makrokosmos. Eine These von Ernst. Nebst einem Anhange: Papierstreifen aus dem Portefeuille eines verstorbenen Naturforschers. Breslau, Kern, 1850.

Wenn ein Buch seine Berechtigung nicht aus dem Verstande, womit es seinen Gegenstand behandelt, herleiten kann, so ist es wenigstens gut, wenn es spaßhaft ist. Die Heiterkeit ist selten in unsrer trüben Zeit, und man muß jedem Versuch dankbar sein, der uns für einen Augenblick aus unsrer gedrückten Stimmung herausreißt. Späßhaft ist das neue Planetenbuch im höchsten Grade, um so spaßhafter, je gravitätischer der Autor sich geberdet. „Meinet nicht, ich fable, wenn ich von den Seelen Euch singe der Sterne,“ sagt er mit Klopstock; anstatt aber mit diesem seinem Vorbild die himmlische Muse anzurufen, die auf Sions Höhen waltet, wendet er sich in seiner Dedication an den Planeten: „Allerallergroßmächtigster, Allerallergewaltigster, Herr aller Herren, Herrscher über alle Herrscher dieses Erdrunds!“ redet er ihn an. „Als ich so nachsann, ob und wem ich armer, niedriger Erdgedanke diese kleine Schrift wol zueignen solle, der ich so verlassen dastehe u. s. w., fiel mir plötzlich, von Dir erleuchtet, ein, daß Du wol nächst Gott das nächste Recht und den nächsten Anspruch auf meine Dankbarkeit haben mußt u. s. w., vergieb mir, daß ich Dich duze, da ich Dich nach Deinem Lebensalter noch für ein Kind, aber ein mächtiges Kind halte, was jetzt schon die Spuren seiner einstigen Herrlichkeit an sich trägt Halte ich Dich zwar keineswegs für den höchsten Gott, so bist Du doch gewissermaßen ein Gott für uns Sei uns demnach gnädig und nimm diese kurze Zueignung dieses Gedankens mit Wohlwollen auf.“ Es stehen nun weiter viele schöne Sachen in diesem Buche, Bemerkungen über Sallet, Retif de la Bretonne, Jakob Böhme, die Rabbiner u. s. w., über das Entstehen und Vergehen der Gedanken, den Grund, Urgrund und Ungrund, den wirklichen Gegensatz zwischen Aether und Gedanke im speculativen Wissen, die Einheit von Materie und Gedanke, die Ewigkeit und Vergänglichkeit der Materie, die Empfindungen, Gefühle und Gedanken Gottes; ferner eine Erklärung der wahren Dreieinigkeit, bestehend aus: 1. Denkendes, Aether. 2. Gedacht-Denkendes, Welt. 3. Leben und Bewegung; endlich auch über den Papst Pius, von welchem gesagt wird: „Begabt vom Planeten mit einem liberalen, humanen, edelmüthigen, das Gute wahrhaft wollenden Herzen, aber auch mit aller Nichtigkeit, Inconsequenz und Charakterlosigkeit unsres kurz vorhergegangenen liberal-humanistischen Zeitalters im Geiste, mußte er es sein, welcher den Talisman zuerst zerbrach, der den bisherigen Zustand Europa's noch mit Noth zusammen hielt, und die Geister der Revolution, die überall schon gährte, entfesselte Wäre er ein Mann von Consequenz und Charakterfestigkeit wie viele seiner Vorgänger gewesen, hätte er die Zügel der Europäischen Bewegung in der Hand zu halten verstanden, so blieb ihm zuletzt noch der Ausweg, in Europa den Communismus der Evangelien zu proclamiren, ohne, wie ihm Mazzini gerathen, sich dabei von den Stufen des Kreuzes zu entfernen, denn die Evangelien und das Christenthum waren im Anfang wesentlich communistic, und das Kreuz galt schon im alten Serapisdienst als Symbol der Unsterblichkeit und des ewigen Lebens. Hätte er in diesem Kampf gestegt, würde das Christenthum und mit ihm der Katholicismus wieder in Europa den Sieg errungen und die Lehnin'sche Prophezeiung auch in ihrem Schlusse in Erfüllung gegangen sein.“ — Kurz, es ist ein sehr spaßhaftes Buch, und als Tröst-Einsamkeit für politische Gefangene zu empfehlen.

Verantw. Red. **F. W. Grunow.** — Mitredact.: **G. Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von C. E. Elbert.